

ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ August 2021



Foto von Hans Graeber „Aschehaufen auf dem Berliner Opernplatz am Tag nach der Bücherverbrennung“
„Deutsches Literaturarchiv Marbach“

Verfemt – verbrannt – und nicht vergessen

Erinnerungen an die Bücherverbrennungen 1933

Von Elli Tellmann

Ist man am Bebelplatz in Berlin-Mitte, fallen einem Menschen auf, die an einer bestimmten Stelle mit gesenkten Köpfen nach unten blicken. Oft sind es größere Gruppen, zu Pandemiezeiten eher vereinzelte Betrachter. Sie schauen durch eine Glasscheibe auf leere Bücherregale, die unterhalb des Bodenniveaus eingelassen wurden. Objekt der Betrachtung ist das Denkmal zur Bücherverbrennung am 10. Mai 1933, das 1994/1995 von Micha Ullman gestaltet wurde. Dieser Ort war Schauplatz der von Mitgliedern des Nationalsozialistischen Studentenbundes und auch etlicher Professoren der Friedrich-Wil-

helm-Universität (heute Humboldt-Universität) initiierten Verbrennung von Publikationen bekannter Autoren, Schriftsteller, Journalisten, die aus dem Blickwinkel der Nationalsozialisten nicht mehr Teil des deutschen Kulturguts sein sollten. Die Liste der Verfemten ist lang, unter ihnen finden sich die bedeutendsten Literaten und Publizisten, die die deutsche Kultur hervorgebracht hat.

Inhalt	
Tellmann: Verfemt- verbannt...	1
Förg: Ein Zeitzeugeninterview...	3
Schon: ...auf nach Sibirien	4
Kottenhagen: Vortrag des Zeitzeugen P.	5
Böhm: Frisiersalon oder Amtsstube?	8
Rackow: Der Gast im „Bunker“	8
Pröhl: 53. Jahrestag einer Fahnenflucht	10
Gratulationen	12
Ankündigung zu Fernsehsendungen	12
Veranstaltungen	12
Impressum	12

20.000 Bücher sollen es gewesen sein, die in spektakulärer Szenerie unter musikalischer Begleitung und Parolen von SA- und SS-Männern auf dem Scheiterhaufen landeten. Dieses Ereignis am Beginn der NS-Herrschaft signalisierte in aller Öffentlichkeit, welcher Geist das künftige Deutschland prägen sollte.

An den Tag der Bücherverbrennung wird zu recht jedes Jahr erinnert. „[W]o man Bücher verbrennt, verbrennt man am Ende auch Menschen“ (*Heinrich Heine*, „*Almansor*“, 1820. Teil der Inschrift auf einer in den Boden eingelassenen Bronzeplatte am Denkmal). Dieses Heine-Wort sollte sich in der weiteren Geschichte der NS-Herrschaft auf die schrecklichste Weise bewahrheiten.

Das Haus der Wannsee-Konferenz hat 88 Jahre später durch ein besonderes Projekt diesen Gedenktag ins Bewusstsein gerückt: „Lesung zur Bücherverbrennung 2021 - Interventionen im Stadtraum“. Pandemiebedingt konnten die Lesungen an den letzten Berliner Wohn- bzw. Zufluchtsorten der Autoren*innen nicht vor Publikum stattfinden, sondern wurden per Video aufgezeichnet und sind auf der Website des Hauses der Wannsee-Konferenz zu hören und zu sehen (www.ghwk.de).

Kurze Sequenzen aus den „verbrannten“ Werken fünf verfolgter Autoren*innen sind aufgezeichnet worden. Ein Auszug aus Heinrich Manns Essay „Wir wählen“ (1932), gelesen von Markus Liske, verdeutlicht die visionäre Fähigkeit Heinrich Manns, die Vorgehensweise und Zielsetzung der künftigen NS-Diktatur zu entlarven. Er pflückt die NSDAP als eine Partei auseinander, die weder national noch sozialistisch und schon gar keine Arbeiterpartei war. Mann sagt ein „Blutbad“ voraus, das diese Herrschaft anrichten werde, und zwar nicht nur bei denen, die bereits auf ihrer Verfolgungsliste standen. Der jüdische Arzt und Schriftsteller Alfred Döblin, dessen Werk „Berlin Alexanderplatz“ (1929) einen herausragenden Stellenwert in der literarischen Moderne einnimmt, wird durch Gregor Sander präsentiert. Der Leseausschnitt

führt uns in den Roman ein, in die Gedanken und Gefühle seines Protagonisten Franz Biberkopf, der – gerade aus dem Gefängnis entlassen – nun als ehrlicher Mann sein Leben in die Hand nehmen will. Er scheitert im unerbittlichen Großstadtdschungel und steht damit stellvertretend für viele.

Rosa Luxemburgs Brief an Sonia Liebknecht, der von Manja Präkels gelesen wird, stammt aus dem Jahr 1917. Zu dieser Zeit befand sich die unermüdliche Kämpferin für Frieden und soziale Gerechtigkeit im Gefängnis. Umso erstaunlicher ist es, dass sie der Briefempfängerin trotz eigener misslicher Umstände Trost spendet. „[S]eien Sie trotz alledem ruhig und heiter. So ist das Leben, und so muß [!] man es nehmen, tapfer, unverzagt und lächelnd – trotz alledem.“ (*aus: Rosa Luxemburg, Briefe aus dem Gefängnis, www.marxists.org/deutsch/archiv/luxemburg/1917. Zugriff: 29.5.2021*). Sie schreibt von einer inneren Freude, einer Heiterkeit, eines Lebensrausches, empfunden in der tiefen nächtlichen Finsternis ihrer Zelle.

Die ehemalige Villa Lion Feuchtwangers in Grunewald, die er erst 1932 gekauft hatte, ist die Kulisse der Lesung aus seinem Roman „Erfolg“ (1930). Als die Nationalsozialisten die Macht in Deutschland ergriffen, befand sich Feuchtwanger auf einer Lesereise im Ausland und kehrte nicht mehr in seine Heimat zurück. Tilman Rammstedt liest aus dem Werk, in dem Feuchtwanger in die politische Atmosphäre zu Beginn der zwanziger Jahre in München eintaucht.

Stark autobiografische Bezüge weist der erste Roman „Ginster“ (1928) von Siegfried Kracauer auf. Der Protagonist Ginster, Architekturstudent wie einst auch Kracauer, offenbart in der ausgewählten Stelle, die Thomas Sparr vorträgt, in einem Gespräch mit seinem Onkel seine Einstellung zum Ersten Weltkrieg. Patriotismus und Krieg sind ihm nicht wichtig. Er hat, wie sein Onkel feststellt, nicht die „richtigen Gefühle“ für Deutschlands Situation in dieser Zeit.

Die Videosequenzen regen die Betrachtenden zu Stadtspaziergängen an. Ein Streifzug durch Charlottenburg und Wilmersdorf führt an die Orte der Lesungen: Fasanenstraße, Kaiserdamm, Mannheimer Straße, Regerstraße und Sybelstraße. An den Wohnorten der Opfer der Bücherverbrennungen lässt sich vor den dort angebrachten Berliner Gedenktafeln tief und authentisch an die Betroffenen erinnern. Und an Ort und Stelle klingen die Worte und Stimmen der Videoaufzeichnungen nach.

Ein Zeitzeugeninterview an einer Deutschen Auslandsschule? Vor der Pandemie noch fast undenkbar. Wer sollte uns hier in Cuenca, Ecuador, besuchen kommen?

Von Mirjam Förg, DaF-/DFU-Leitung der Deutschen Schule Stiehle Cuenca (Ecuador)

Klasse der Deutsche Schule Stiehle Cuenca. Das Thema, das sie mitgebracht hatte, war nicht nur überaus interessant, es hatte auch noch unmittelbaren Südamerika-Bezug: Als Kind des ersten deutschen Botschafters in Bolivien nach dem Zweiten Weltkrieg kam sie aus einem Land, in dem sowohl jüdische Geflüchtete als auch Nazis wie der als „Schlächter von Lyon“ bekannt gewordene Klaus Barbie lebten. Die deutsche Kolonie erlebte sie in ihrer Zeit als überzeugt deutschnational eingestellt, bis weit in 1950er Jahre. Dies zeigte sich auch im Lehrerkollegium der Deutschen Schule, die sie als Tochter des Botschafters besuchte. Besonders eindrücklich schilderte sie ihr Beklemmen bei einem Treffen mit Klaus Altmann, dem Vater einer Schulkameradin, der später als Klaus Barbie enttarnt wurde. Aber auch Monika Ertl, die Tochter von Hans Ertl, Kameramann unter Leni Riefenstahl, gehörte zur deutschen Kolonie. Eben jene Monika Ertl, deren Beteiligung als Mitglied der ELN (Nationale Befrei-



Schule: Colegio Alemán Stiehle Cuenca.

Foto: © Colegio Aleman Stiehle

Als uns dann März 2021 eine E-Mail des Zeitzeugenvereins aus Deutschland erreichte, war schnell klar, das machen wir! An einem Mittwoch im Mai war es dann soweit: Frau Dr. Juliana Ströbele-Gregor besuchte die 12.

ungsarmee) an der Ermordung des bolivianischen Konsuls in München diskutiert wird.

Frau Dr. Ströbele-Gregor ist es gelungen, ihre persönlichen Erfahrungen in den

historischen Kontext einzuordnen und den SchülerInnen diesen Aspekt der Geschichte absolut lebendig werden zu lassen. Dank der Initiative des Zeitzeugenvereins ist es uns an der Deutschen Schule Stihle Cuenca gelungen, unseren Schülern ein Zeitzeugengespräch zu ermöglichen, das „beeindruckend“, „spannend“ und unvergesslich war. Und bleiben wird.

...auf nach Sibirien **Von Jenny Schon**

Die Wörter Sowjet und Sibirien flößen heute kaum noch einem Angst ein. Anders meine Kriegskinder-Generation, deren Väter, wenn sie überlebt hatten, aus einem zerstörerischen Krieg zurückkamen, der das Synonym Stalingrad oder Sibirien hatte.

Für die Rheinländer, bei denen ich groß geworden bin, besonders die von der linken Rheinseite, denen Paris näher war als Berlin, begann Sibirien schon hinter der Elbe, also auch Berlin, das sich zwischen Elbe und Oder befindet, also schon ziemlich weit östlich.

In dieser Stadt war nun am 13. August 1961 eine Mauer errichtet worden, um die Ostbewohner von den westlichen zu trennen. In Folge des 2. Weltkrieges war Deutschland und eben auch Berlin geteilt worden. In Westberlin waren die drei Mächte Amerika, England, Frankreich die bestimmenden, im Osten die Sowjets, dieser Teil wurde Hauptstadt der DDR. Obwohl auch die Sowjets 1945 den Potsdamer Verträgen zugestimmt hatten, versuchten sie immer wieder, dieses Vertragsgebilde zu stören, Ausführende waren die DDR-Regierenden und ihre sogenannte Volksarmee. Diese baute nun die Mauer. Stein auf Stein.

13. August 1961 **Nicht Stein auf Stein**

Ein Kinderlied
Sprachlos - das Los fürs Sprechen

Begriff ich am Sonntagmorgen –
Des 13. August WDR Nachrichten
In Berlin wird eine Mauer gebaut
Stein auf Stein in unseren Herzen.

Der Pfarrer predigt von der
Liebe des Christenmenschen
In Berlin wird eine Mauer gebaut
Singe ich im Kindergottesdienst
Stein auf Stein auf unseren Herzen.

Die fleißigen Handwerker nein,
das Haus darf nie fertig sein.
Das Haus wird ein Gefängnis kein
Zisch, zisch, zisch,
der Schreiner hobelt glatt den Tisch.

Auf dem Tisch liegen deine Akten
Nicht Kleider und nicht Schuh
Werden hinter den Steinen gefertigt
Poch, poch, poch,
der Volkspolizist schustert zu das Loch.

Und auch nicht Feierabend
wird es dort geben die Leuchtraketen
verscheuchen nachts die Träume kein
Tripp, trapp, drein, tripp, trapp, drein
jetzt geh'n wir von der Arbeit heim.

Auch Keine Hochzeit kein
Liebchen von hüben und drüben
Von Stacheldraht wird ihr Brautkleid sein
zerrissen im hopp, hopp, hopp,
sie tanzen Stehschritt nicht im Galopp.

Ich ergreife das Los
Das mir zur Sprache verholfen
Ich schreie nein, niemals, nein
Ich fahr nach Berlin und
Reiße die Mauer ein

So dichtete ich damals. Ich war 18 Jahre alt und entschlossen, den Westberlinern zu helfen, weil die Arbeitskräfte aus dem Osten über Nacht abgeschnitten worden waren und im Westen fehlten, außerdem drohte die Stadt wegen der vielen Wegzüge zu vergreisen, wie sie es damals nannten.

Wir jungen Leute wurden ermutigt, als Arbeitskraft zu helfen. Da ich ausgelernt hatte, meldete ich mich. Ich war eine der ersten und kam mit dem Zug (Paris-Warschau) von Köln kommend am Bahnhof Zoo am Morgen des 30. Dezembers 1961 an.

Ich hatte weder ein Zimmer noch eine Arbeitsstelle. Es war ein großes unsicheres Wagnis. Nur über einen Leserbrief im Kölner Stadtanzeiger hatte ich ein junges Ehepaar kennen gelernt, die mir nicht glauben wollten, dass ich tatsächlich kommen würde. Berlin stand damals in Westdeutschland nicht hoch im Kurs. Ich besorgte mir ein möbliertes Zimmer, es gab viele damals, und wurde von den beiden zu ihrer Silvesterfete eingeladen, da tanzte ich mit dem jüngeren Bruder, und schon hatte ich einen Freund. Dieser Gymnasiast, mit dem ich 1962 viele Theatervorstellungen besuchte, wurde später der berühmte Professor der Schwarzwaldklinik, ich hatte bis zu seinem Tod vor einigen Jahren Kontakt zu ihm, das letzte, was wir gemeinsam machten, war die Ausstellung über Königin Luise im Charlottenburger Schloss zu besuchen und mit seinem Sohn eine Schiffs-tour zu machen.

Natürlich wurden damals zunächst mal Busfahrer benötigt oder Krankenschwestern oder auch Näherinnen, denn die bundesrepublikanische Kleidung wurde zu einem Großteil in der DDR hergestellt. Das war über Nacht abgebrochen. Ich war von 1962, da ich schon in Köln in einer Buchhandlung arbeitete und die Buchführung machte, bis 1974 Buchhändlerin und Buchhalterin in Kudamm-Buchhandlungen. Ich ging auf die Abend-schule und machte das Abitur nach, ab 1970 studierte ich und arbeitete danach an der Freien Universität in Dahlem.

Die ersten Jahre nach dem Mauerbau waren sehr schwer in Westberlin zu ertragen, die Menschen waren geknickt. Sie konnten nicht ihre Verwandten im Osten besuchen. Ich hatte durch meinen westdeutschen Pass die Möglichkeit rüber zu fahren. Ich transportierte

für das befreundete Ehepaar Waren zu deren Eltern nach Karlshorst, bis sie dann selber einen westdeutschen Wohnsitz bei Verwandten hatten, sich einen Pass besorgten, und rüber durften.

Ich hatte mich für ein Jahr verpflichtet. Da ich aber die Aufnahmeprüfung auf dem Abendgymnasium bestanden hatte, blieb ich. Eigentlich war meine Aufgabe in Westberlin mit dem Mauerfall 1989 obsolet geworden. Ich machte auch Anstalten in meine Geburtsheimat nach Böhmen, jetzt CSR, überzusiedeln, weil dort ein Dichter Präsident war. Ich war mittlerweile auch Dichterin geworden. Aber ich wurde krank und blieb in Westberlin. Ich studierte noch mal Kunstgeschichte und insbesondere preußische Geschichte und arbeite seitdem als Stadtführerin im Südwesten Berlins, wo ich schon 60 Jahre beheimat bin. Mein bester Freund ist Heinrich von Kleist, den ich oft am Wannsee besuche.

Mehr über diese Zeit in meinen Büchern:
***Wo sich Gott und die Welt traf – 50 Jahre Mauerbau*, Geest Verlag, 2011;**
Die sechziger Jahre:
***Der Duft der Bücher*, Dittrich Verlag, Weilerswist, 2019.**

**Vortrag des Zeitzeugen Erich Petke aus
Treffurt/Thüringen am 16.1.2020
Von Horst Kottenhagen**

Herr Petke ist 1954. als Sohn einer Lötlerin in einem volkseigenen Betrieb und eines Kraftfahrers geboren. Er stammt aus Neuruppin und lebte dienstbedingt seit 1977 in Thüringen. Er ist verheiratet und hat zwei erwachsene Töchter. Er diente seit 1977 in der Nationalen Volksarmee der DDR, von 1983 bis 1990 als Kompaniechef der Grenzkompagnie in Treffurt. Deren Grenz-Abschnitt hatte eine Länge von ca. 17 km. Mit dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland am 3.10.1990 wurde er in die Bundeswehr übernommen und war mit dem Abbau von Grenzanlagen an der innerdeutschen Grenze und an der Berliner Mauer beschäftigt.



Erich Petke Foto: privat

Herr Petke gab einen Überblick über die Entwicklung der Grenzsicherungsorgane der DDR bzw. in der sowjetischen Besatzungszone seit 1945.

1946: Grenzpolizei,

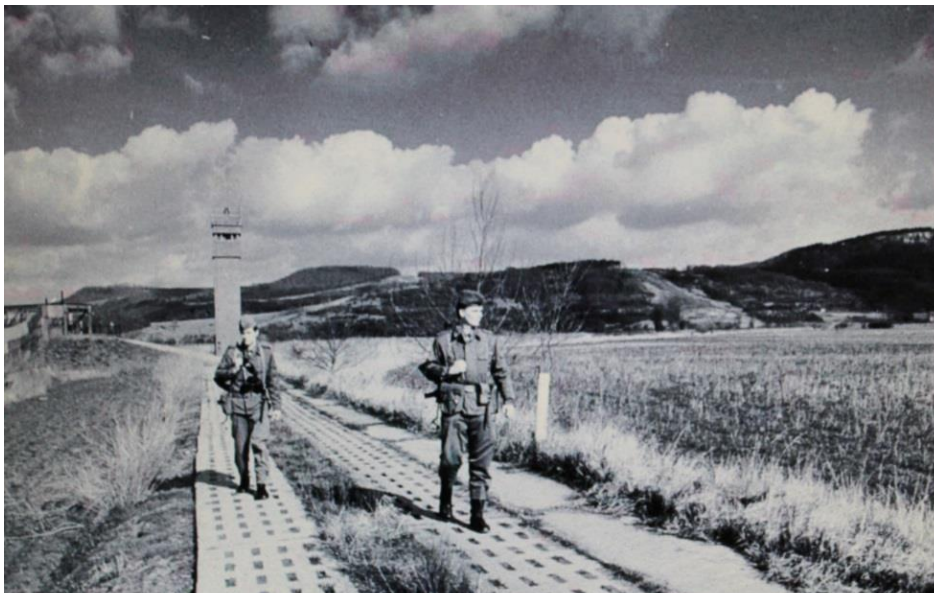
1952 Deutsche Grenzpolizei,

Herr Petke sah einen Zusammenhang mit der damaligen Kubakrise (Stationierung sowjetischer Raketen, CIA-Überfall in der Schweinebucht) und einer damit einhergehenden Kriegsgefahr zwischen den beiden Machtblöcken.

Die Grenzsicherung an der innerdeutschen Grenze begann weit vor den Hindernissen wie Stacheldraht und Minen. Sie begann mit einer 5 km-Sperrzone, und innerhalb dieser gab es noch einen extra gesicherten 500m-Schutzstreifen. Beide Maße waren jedoch nur Richtwerte, die je nach Topographie und Ortslage weit unterschritten wurden. Innerhalb dieser beiden Bereiche waren verschiedene Organe zur Aufklärung und Verhinderung von „Grenzverletzungen“ eingesetzt: Speziell ausgebildete Volkspolizisten, sowie (unbewaffnete) Mitarbeiter öffentlicher Verwaltungen, volkseigener Betriebe, landwirtschaftlicher Produktionsgenossenschaften sowie Mitglieder der örtlichen Parteistrukturen und „Freiwillige Grenz Helfer“. Letztere waren an einer Armbinde er-

kennbar und hatten einen entsprechenden Ausweis. Sie sollten Fluchtversuche aufdecken und vereiteln. So wurden auch in seiner dreimonatigen Dienstzeit 1965 im Grenzdienst zwei Fluchtversuche auf diese Art verhindert.

Weiter berichtete Herr Petke über sonstige Maßnahmen zur Grenzsicherung im Grenzgebiet. In jedem grenznahen Ort waren



Grenzgänger

Foto: privat

1961 Im Zuge der Absperurmaßnahmen gegen Berlin(-West) wurde die Deutsche Grenzpolizei in die militärische Kommandostruktur der NVA („Kommando Grenze“) eingegliedert. Für die Grenztruppen gab es drei Befehlsbereiche: Nord, Süd und Berlin.

„Sicherungskommissionen“ eingerichtet worden, die je nach Grenznähe wöchentlich oder 14tägig der Grenzkompanie über Probleme berichten mussten.

Probleme konnten sein: versetzungsgefährdete Schüler, Personenbesuche in grenznahem Gebiet, Dorffeste, landwirtschaftliche

Arbeiten mit schwerem Gerät. Letztere mussten 6 Monate vorher angemeldet werden und 14 Tage vorher mussten die ausführenden Personen mitgeteilt werden. Sicherzustellen war auch, dass benötigte Maschinen und schweres Gerät nicht für Unbefugte zu benutzen waren. Innerhalb der Antragsfrist wurden die Anträge erst durch die Polizei und dann durch die Staatssicherheit geprüft. Ebenfalls mindestens 6 Monate vorher mussten Besuche durch DDR-Bürger im Grenzbereich angemeldet werden. Wenn ein dringendes Anliegen vorlag, half der „kurze Dienstweg“. Herr Petke wusste, von wem er dann die notwendigen Stempel und Unterschriften bekam.

Westbesucher mussten außerhalb des Grenzbereiches bleiben. Ein Ausweg war, den Westbesuch etwas außerhalb des Grenzbereichs in einem extra dafür gemieteten Zimmer zu empfangen. Bei Zwischenfällen oder Festnahmen im Vorfeld durch andere Organe wurde nicht immer die eigentlich für die Grenzsicherung zuständige Kompanie unterrichtet. Ebenso verhielt es sich mit Informationen über die Aktionen der sowjetischen Besatzungsarmee im grenznahen Bereich.

Menschlichkeit im Umgang mit Untergebenen konnte manchmal zu einer Strafe führen: Ein ansonsten zuverlässiger Feldwebel hatte trotz Ermahnungen die vereinbarte Ausgangszeit mehrfach nicht eingehalten. Das führte am Ende zum Auslösen eines Großalarms, an dem 600 Mannschaften beteiligt waren und zu einer Bestrafung und Versetzung des Vorgesetzten Petke. Die Bestrafung erhielt er nicht nur im militärischen Bereich sondern auch in der Partei-Organisation.

Nicht allgemein bekannt sind die sogenannten Agentenschleusen. Ohne nähere Begründung hatte die Grenzkompanie dann einen festgelegten Abschnitt zu räumen. Die Grenzsicherung übernahm dort die Staatssicherheit und schleuste möglichst un beobachtet – vor allem von der Westseite - Personen in Ost-West-Richtung oder umgekehrt.

Herr Petke wies auf die Schwierigkeiten beim Umsetzen von erhaltenen Befehlen hin. Selbst für den Befehlshaber einer Grenzkompanie mit einer Verantwortung für zirka 100 Soldaten. Wenn man Mensch bleiben wollte, begab man sich immer in einen Spagat zwischen den erhaltenen Befehlen und der möglichst humanen Ausführung derselben. Viele Anweisungen waren in der Praxis einfach nicht ausführbar. Ein Beispiel: In einem schneereichen Winter hatte er den in Treffurt wohnhaften Koch eines Alten- und Pflegeheimes in Schierschwende (in der Sperrzone seines Kompanieabschnittes) wegen dringendstem Bedarf auf Bitte der Bürgermeisterin mit einem (militärischem) Motorschlitten von seiner Wohnung zum Altenheim bringen lassen, damit er dort Essen kochen konnte. Die Bürgermeisterin hat dann auf Anfrage der SED-Zeitung, welche „Heldentaten in diesem Winter“ zu berichten wären, mit großem Dank an die Grenzer und den Kompaniechef diese Leistung genannt. Als der Regimentskommandeur das in der Zeitung las, hat er sowohl den Verantwortlichen Petke als auch dessen vorgesetzten Bataillonskommandeur scharf gerügt. Einer Bestrafung ist Herr Petke nur entgangen, weil es schon in der Zeitung gestanden hatte.

Frisiersalon oder Amtsstube? Von Günter Böhm

Meine Mutter war überglücklich: Sie hatte eine Lehrstelle für mich! Ich sollte Damen samt Lockenwicklern unter die Haube bringen und Herren die Haare schneiden. Mein Schock war groß. Noch zur Schule zu gehen, wäre mir am liebsten gewesen. „Sieh es Dir wenigstens mal an“, bat mich meine Mutter. Das tat ich. So kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges gab es kaum Arbeit. Die Betriebe lagen in Trümmern. Die Zukunft sah düster aus. Meine Zukunft sah ich dennoch nicht in einem Frisiersalon.

In Schulen, Rathäusern und Justizbehörden hatten viele gearbeitet, die jetzt als „belastet“

eingestuft worden waren. Neue Staatsdiener wurden gebraucht. Auf die Einstellungsprüfung folgte die Einstellung. Als Dienstanwärter. Wir „Auserwählten“ durchwanderten die Bezirksverwaltung: Jugendamt, Finanzabteilung und Stadtkasse, Gesundheitsamt – überall lernten wir die Behördenarbeit kennen. In einer Fachschule sind die schulischen Lücken, die wir Kriegskinder natürlich hatten, ausgebügelt worden.

Der Öffentliche Dienst arbeitete wieder für die Bewohner der Stadt Berlin. Wir jungen Leute waren dabei. Und wurden gerufen, wenn Sonderaufgaben zu erfüllen waren. Im Oktober 1946 fanden in Groß-Berlin die ersten freien Wahlen statt; ich bin als Wahlhelfer eingesetzt worden. Die Menschen froren in ihren kriegsbeschädigten Wohnungen, also ging es auf Lastwagen in Brandenburger Wälder zum Bäumefällen.

1948 organisierten wir Dienstanwärter zur Erinnerung an die Märzrevolution 1848 eine kleine Feier mit Liedern und Texten sowie einer Rede eines gewählten Bezirkspolitikers, der nicht der SED angehörte. Das war nicht das erste und einzige Mal, dass wir bei bestimmten Leuten unangenehm auffielen.

In der großen Politik herrschte längst Kalter Krieg, und die Währungsreform im Juni 1948 führte zum Bruch der Verbündeten des Zweiten Weltkriegs. Mit vielen anderen half ich im Rathaus Weissensee, provisorisches „neues“ Geld für die Berliner im Sowjetsektor herzustellen. Tage zuvor war West-Berlin in die westdeutsche Währungsreform einbezogen worden. Die Folge: die Blockade West-Berlins.

Die meisten Dienstanwärter bekamen wenig später vom Bezirksbürgermeister einen Brief, den er auf Anordnung der Sowjetischen Kommandantura verfasst hatte: unsere Entlassung. Ich war gezwungen, umgehend in den US-Sektor umzuziehen. Auch der gewählte Bezirks-(Stadt-)rat Joachim Lipschitz musste den Sowjetsektor verlassen. Er erhielt den Auftrag, uns widerrechtlich Entlas-

sene in der West-Berliner Verwaltung unterzubringen. Mehr als 45 Jahre war dort mein Arbeitsplatz. Den Frisiersalon in Weissensee gibt es übrigens noch heute.

Der Gast im „Bunker“ Ein Verfolgter in unserem Garten Von Lutz Rackow

An einem Abend im Sommer 1944 sollte ich den Eingang zu unserem Luftschutz-Unterstand im Garten, den wir wegen seiner fast 2 Meter hoch aufgeschichteten Deck-Armierung“ Bunker“ nannten, nicht, wie sonst pflichtgemäß, verbarrikadieren. Eigenartig, denn dieses Schutzgehäuse enthielt einen Not-Bestand an Kleidung und Verpflegungsgütern unserer Familie für den Fall, auch wir würden „ausgebombt“.

So etwas geschah selbst in Friedrichshagen, von Wald, Spree und Müggelsee umgeben, immer häufiger. Als Sohn des Leiters des örtlich zuständigen „Fliegerschadenbüros“, wozu unser damals bereits 60-jähriger Vater, Architekt O.R., dienstverpflichtet worden war, durfte ich bei der Erstbesichtigung von Bombeneinschlägen dabei sein. Immer mehr Mitbewohner, auch Schulkameraden, wurden zu Bombenopfern. Ich hatte gehörig mitgezittert, wenn bei den immer häufigeren Tag- und Nacht-Luftangriffen auf Berlin unsere Hausbewohner im engen und extrem hellhörigen Erdbunker die Detonationen der Serienwürfe krachen hörten.

Unsere Habseligkeiten im Unterstand mussten aber auch gegen zunehmende Einbrüche geschützt werden. Als Täter verdächtigt und mitunter wohl auch ermittelt, wurden vor allem „Fremdarbeiter“, Verschleppte aus den von Deutschland besetzten Ländern. Wer tatsächlich in die Luftschutzräume einbrach, blieb unklar. Vorsorglich hatten wir eine Treppenstufe im Außenzugang unter der ebenerdigen Bohlenklappe zu einer Alarmstufe-Stufe eingerichtet, mit gefedertem Elektro-Kontakt und Klingelleitung in die

Wohnung. Überirdisch wurden außerdem allerlei Blechteile kunstvoll gestapelt, die bei unbefugtem Zugang wohl scheppernd zusammengefallen wären. Mehrfach hatten wir schon Fehlalarm erlebt, weil Sturmwind oder fallendes Astwerk den Blechkram stürzen ließ.

Alle diese Alarmeinrichtungen sollten an jenem Sommerabend, kurz vor dem Stauffenberg-Attentat am 20. Juli 1944, von mir nicht „scharf“ gemacht werden. Zum Glück gab es in jenem Zeitraum wegen der kurzen Sommernächte und anderen Schwerpunkteinsätzen der Air Force auch keine Fliegeralarme.

Nach einer oder zwei Nächten musste ich wie zuvor wieder den Bunkereingang verbarrikadieren und entdeckte dabei einen Kerzenstummel. Seltsam, wer hatte dort womöglich genächtigt?

Nach dem Attentat auf Hitler, und den alsbaldigen Todesurteilen des NS-Blutrichters Freisler gegen zahlreiche Verschwörer, deren Namen ich zuvor noch nie gehört hatte, wuchs die Unruhe unserer Eltern täglich. Es war ja bekannt, dass auf die Ergreifung eines gewissen Dr. Reinhard Goerdeler eine Kopfprämie von einer Million Reichsmark ausgesetzt worden war, garniert mit Todesdrohungen gegen alle, die diesem Mann Fluchthilfe leisteten. Und der war zunächst noch nicht ergriffen worden. In der Kino-Wochenschau hatte ich erst später als Spitzenmeldung gesehen, dass eine Wehrmachtshelferin in Westpreußen – Goerdeler stammte aus Schneidemühl – den Verfolgten erkannt und seine Festnahme veranlasst hatte. Die Meldung begann nach meiner genauen Erinnerung etwa so: „Heute wurde in der Sparkasse Soundso ein Konto über eine Million Reichsmark für ... eröffnet.“ Ob dieser Judaslohn einige Jahre später wohl bei der Währungsreform 1:10 in 100 000 West- oder Ostmark umgewertet wurde? Hoffentlich nicht.

Der Name Goerdeler fiel in unserer Familie, zumindest vor meinen Ohren, in jenen Monaten nie. Im übrigen wurde ich wiederholt von meinem strengen Vater vergattert, kein einziges Wort, das ich irgendwie bei den immer

häufigeren sorgenvollen Erörterungen mit den Freunden der Familie oder bei Besuchen von Fronturlaubern aufgeschnappt haben könnte, irgendwo auszuapludern. Obwohl ich stolz darauf war, mir bereits allerlei anscheinend Bedeutendes zutreffend zusammengeheimt zu haben.

Außerdem besaß ich bereits eine beachtliche Sammlung von Feindflugblättern, wie sie nach Luftangriffen im Wald zu finden waren und die von der nach wie vor großen Schar von diensteifrigen Spitzeln und Helfern des NS-Regimes noch nicht aufgesammelt und weisungsgemäß ungelesen abgeliefert worden waren. Aufbewahrt wurden meine Funde alle in meinem „Geheimarchiv“. Dort verwahrte ich auch meine Aufzeichnungen der Nachrichten von Radio London, die ich als „Schwarzhörer“ per selbst gebasteltem Detektor-Apparat bei Luftangriffen, wenn die deutschen Störsender schwiegen, gehört hatte. Einen Teil davon habe ich heute noch.

Ende April 1945, als Offiziere des sowjetischen Geheimdienstes nach höherrangigen Nazis fahndeten, wurde auch unser Vater auf dem Hof unseres damals noch nicht besetzten Hauses befragt. Sie nahmen meine Notizen genau unter die Lupe. Und ließen umgehend von unserer Familie ab. Unsere Eltern konnten ihre tatsächlich umfassende Distanz zum NS-Regime nur versichern, aber natürlich den Befragern nicht beweisen. 2013 war auch Bundespräsident Gauck, dem ich in kleinem Kreis von Zeitzeugen des 17. Juni 1953 im Schloss Bellevue Kopien dieser Blätter als Gastgeschenk übergeben konnte, an diesen sehr interessiert und von dem damals hoch gefährlichen Einsatz des Jugendlichen L.R. beeindruckt.

Ob mein Vater mit Freunden wie z.B. Dr. Schiffer (Abgeordneter und Finanzminister im Kabinett Scheidemann) bei uns im Garten auch über den zur Fahndung ausgeschriebenen Dr. Goerdeler sprach? Ich weiß es nicht. Vermutlich wussten auch meine Eltern damals nicht, wer in jenen Sommernächten bei uns im Bunker ein kurzes Unterkommen

fand. Das Schicksal von Goerdeler interessierte sie auffallend. Mussten sie womöglich fürchten, dass es der Gestapo gelang, seinen Fluchtweg zu rekonstruieren?

Nach dem Krieg wurde bekannt, dass Goerdeler mit dem Ziel, über Mitverschworene Informationen zu erpressen, von der Gestapo schwer gefoltert worden war und deshalb von den NS-Henkern erst im Januar 1945 in Plötzensee umgebracht wurde.

Spätestens nun erfuhren auch meine Eltern, Dr. Gördeler war es, der in unserem Bunker ein kurzzeitiges Versteck fand. Seine Vertrauten aus Hirschgarten wurden für ihre mutige Hilfe wohl nicht besonders gewürdigt. In der SBZ/DDR galten die Attentäter des 20. Juli 1944 und ihre Mitverschwörer als NS-Gegner zunächst nicht viel: Aus bürgerlichen Kreisen stammend, als hohe Militärs am Krieg beteiligt, waren sie dem östlichen Nachkriegsregime suspekt.

53. Jahrestag einer Fahnenflucht **Von Hermann Pröhl**

Heute (12. Juli 2021) vor 53 Jahren, war meine Flucht am Bahndamm 1968 in Hötensleben.

Mit der täglichen Vergatterung in den Nachmittagsstunden begann der letzte Schritt meiner monatelangen Vorbereitung für die Stunde „X“. Ich wurde als Postenfürer eingesetzt, mein Kamerad als Posten zum Postenpunkt Bahndamm. Eine Bahnstrecke, ausgehend von Oschersleben über Hötensleben nach Wolfsburg. Sie ist seit Anfang der 50er Jahre eingestellt. Gleichzeitig wurden damit die Schienenanlagen demontiert bis an die territoriale Grenze. Das war die Schöninger Aue.

Gleich zu Beginn meiner Dienstzeit in Hötensleben konnte ich bei meinem einzigen Ablaufen des 6m breiten Spurenstreifens sehen, dass es nur ein kleiner Grenzbach in Richtung Ohrleben gehend war. Im Bereich

des Bahndammes mussten wir in der Fluchtnacht erkennen, dass es sich im dortigen Bereich um einen Graben handelte. Im oberen Teil ca. 3-4m breit, ca. 2m tief, mit ca. 0,50m Wassertiefe. Was uns sehr entgegen kam, die alten Bahnschienen über die Schöninger Aue, sie konnten nicht demontiert werden, sie waren noch vorhanden. Bei den Demontagearbeiten der Gleisanlagen waren die Ost- und West-Behörden nicht imstande, wer auf welcher Seite das andere Territorium hätte betreten dürfen.

Mehrere Fakten ermöglichten eine schnelle Flucht, jedoch mit großer Anspannung. Geplant oder auch angedacht war die Flucht von mir zum Ende der Nachtschicht, weil die Aufmerksamkeit wegen der Müdigkeit am geringsten wäre.

1. Der Bahndambereich war die Grauzone zwischen dem Minenfeld in südlicher Richtung und dem Ortsbereich von Hötensleben. Hier durften aus internationalen Bestimmungen keine Minen verlegt werden. Dafür wurde der 3,20m hohe Metallgitterzaun montiert. Vor diesem Zaun war zusätzlich noch ein Hundelaufbereich mit ca. 1,20 bis 1,50m Höhe und einer Tiefe von 1,5 bis 2m montiert.

2. Als Hundestaffelführer musste mir nun dieser Unteroffizier von seinen Hunden berichten. Zu meiner Entlastung nahm ich meine Kalaschnikow von der Schulter und steckte sie in einem Betonpfeiler. Das Streckmetallgitter war auf westlicher Seite vom Betonpfeiler montiert. Warum auch immer, im Betonpfeiler waren einige Löcher nicht mit Montageschrauben belegt. Ich konnte unbekümmert meine MP in solch ein Loch versuchsweise stecken. Das war im Oktober 67, die Flucht Juli 68.

3. Mein Postenkamerad hatte mir im Mai 68 nach seiner ca. 14-tägigen Dienstzeit in Hötensleben unter vier Augen mitgeteilt, wenn er die Möglichkeit bekommt, dann würde er flüchten. Ich wusste von ihm, dass er in der

Grundausbildung in Dingelstedt sich zum Kandidaten der Sozialistischen Einheitspartei Deutschland (SED) verpflichtet hatte. Vorsicht war für mich geboten. Ich gab ihm die Empfehlung, dass er sich die Kameraden, 12 an der Zahl im Zimmer, genau anschauen sollte, zu wem er dies sagen kann. Er möge aber jetzt dieses Thema mit mir beenden, sonst müsste ich ihm bei der Kompanieleitung melden. Schon recht lang hatte ich meine Fluchtstelle erkundet, doch nun im Hinterkopf hatte ich auch meinen Mann. Mein Kamerad wusste keine 10min vorher von der geplanten Flucht.

Heute vor 53 Jahren, ein Wendepunkt in meinem Leben, allgegenwärtig noch vieles in meinem Kopf. Situationen, die wir nicht vergessen werden können. Sehr einprägsam bleibt eine Situation. Wir mussten über den 3,20m hohen Metallgitterzaun klettern. Mittels einer gebildeten Räuberleiter stieg er auf meine Hände, weiter auf die Schulter und ich drückte ihn an seinem Stiefel nach oben auf den Betonpfeiler. In Maßeinheiten, meine Körpergröße 1,80m, plus Armlänge ca. 0,80m. Mit dem anderen Fuß stand er auf der eingesteckten Kalaschnikow. Das letzte Stück auf dem Betonpfeiler sitzend, war ja bestens geübt in der Grundausbildung. Nicht abgesprochen war dabei, dass er mich hoch ziehen sollte. Er reichte mir seine Hand herunter und wir schauten uns voller Anspannung kurzzeitig in die Augen. Ein denkwürdiger Moment in unserem Leben. Er zog mich hoch, bis ich auf meiner Kalaschnikow mit einem Bein stehen konnte. Erst jetzt sprang er vom Pfeiler gen Westen ab. Nun meine Prozedur bis hoch in die Sitzstellung auf dem Pfeiler, mit Blickrichtung gen Bahndamm, richtiger oder sicherer wäre ja zum Ortsbereich gewesen. Hätte aber in diesem Moment auch nicht weitergeholfen. Der Kamerad

hatte seine MP im Arm und rannte südlich der Schöninger Aue entlang. Meine Waffe steckte im Pfeiler. Ein Blick zurück, ob eventuell Gefahr bestehen konnte, gab es nicht. Ein kurzes Aufatmen mit dem Gedanken heil die 3,20m Höhe herunter zuspringen, waren die letzten Gedanken auf DDR-Seite.

Es ist sehr schade, dass ich ihn nie wiedersehen konnte. Im Notaufnahmelager in Gießen haben sich unsere Wege getrennt.

Am 12. Juli 1969 war ich zur gleichen Zeit und Stunde, diesmal nicht in Hötensleben, sondern auf Schöninger Seite und stand am Bahndamm morgens 3 Uhr 30. Von Berlin nach Hannover mit dem Flugzeug geflogen für 49 DM-West hin und zurück. Von Hannover mit der Bahn in Helmstedt ausgestiegen. Ein sehr komisches Gefühl, eine Station weiter, wäre ich wieder in der DDR. Von Helmstedt umgestiegen nach Schöningen. In der Bahnhofsgaststätte habe ich bis 1 Uhr gewartet.

Dann ging es mit großem Herzklopfen die ca. 2,5km lange Strecke in der Dunkelheit der Nacht per Fuß zum Bahndamm. Ich wollte die Flucht gedanklich noch einmal nachvollziehen. Leider war kein Grenzer zu sehen. Erleichtert, warum auch immer habe ich mir frühmorgens in Schöningen dann noch ein Zimmer gesucht. In den Mittagsstunden bin ich nochmals zum Bahndamm gelaufen. Wieder ohne Erfolg mit den Grenzern. Ob sie wohl Angst vor mir hatten, keine Ahnung. Dennoch befreit bin ich wieder zurück mit Bahn und Flugzeug und habe meine Eindrücke auf Papier festgehalten.

In meiner Stasi-Akte, die ich 2010 beantragt und in Papierform erhalten habe, steht geschrieben, dass mich fremde Geheimdienste an die Grenze geschickt haben zur Provokation.

In eigener Sache

❁❁❁❁❁ Gratulationen ❁❁❁❁❁

Wir gratulieren allen im August geborenen Zeitzeuginnen, Zeitzeugen und Mitgliedern

01.08. Margarete Blankenfeld, 02.08. Wolfgang Endler, 02.08. Wolfgang Jähnichen, 04.08. Irma Gideon, 06.08. Dorothea Hoffmann, 07.08. Elke Baars-Margeit, 09.08. Doris Steinke, 09.08. Hans Müncheberg, 10.08. Elisabeth Achinger, 11.08. Karen Ehrlich, 11.08. Reinald Leistikow, 12.08. Horst Pötschke, 19.08. Ludwig Bodemann, 31.08. Salomea Genin

Hinweise für den Monat August 2021

Fernsehsendungen, zu denen die ZeitZeugenBörse jeweils mehrere Zeitzeugen/-innen an Fernsehsender vermittelt hat, können angesehen werden
am Dienstag, den 10. August 21 um 20.15Uhr im ZDF „60 Jahre Mauerbau“ und
am 12. oder 13.August, Sendung ZIBB (18.30-19.30Uhr) im RBB "13.August 1961" und
am Samstag, den 14.8.21 um 20.15 im RBB „Geheimnisvolle Orte“, „Wuhlheide“

Veranstaltungen im September 2021

Am **2. September 2021 ab 11 Uhr** findet die diesjährige **Mitgliederversammlung** im LazarusHaus statt. Alle Mitglieder erhalten eine Einladung per Post.
Am **21.9.21 um 15 Uhr** nehmen wir im LazarusHaus unsere Vortragsreihe **HALBKREIS** wieder auf, in der sich neue Zeitzeugen vorstellen. Nähere Infos im September-ZeitZeugenBrief.
Bitte diese September-Veranstaltungen in Ihrem Kalender vormerken

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!
V.i.S.d.P: Jens Splettstöhser, Redaktion: Eva Geffers, redaktionelle Mitarbeit: Elli Tellmann, Lektorat und
Layout: Margot Schmezer

ZeitZeugenBörse e.V., Togostr. 74, 13351 Berlin, ☎ 030-44046378

Mail: info@zeitzeugenboerse.de – www.zeitzeugenboerse.de

Bürozeiten: Montag, Mittwoch, Freitag 10 – 13 Uhr

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe. Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.

Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft

BIC: BFSWDE33BER

IBAN: DE83 1002 0500 0003 3407 01

Typowerk Design und Druck

BODONI Vielseithof, Buskower Dorfstraße 22

16816 NEURUPPIN/OT BUSKOW

☎ 033915109095, FAX: 030-28387568, Mail: info@bodoni.org

Die ZeitZeugenBörse e.V. wird gefördert von der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales